

A close-up portrait of a woman with shoulder-length, layered brown hair with blonde highlights. She is smiling warmly at the camera. She is wearing a dark, possibly black, top with a pattern of blue and white polka dots. A necklace with several blue and white beads is visible around her neck. The background is out of focus, showing what appears to be a crowd of people.

WENCKE MYHRE

Die
Wencke

AUTOBIOGRAFIE

MIT MONA LEVIN

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

WENCKE MYHRE

Die
Wencke

AUTOBIOGRAFIE



*In Zusammenarbeit mit
Mona Levin*

*Aus dem Norwegischen von
Daniela Stilzebach*

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF



Pause	11
--------------------	-----------

1. Kapitel

Kindheit	23
Reidar	29
Der erste Auftritt	31
Durchbruch	36
Die Babysitter	40

2. Kapitel

Deutschland ruft	45
Die heftigen Jahre	49
Dizzie Tunes	51
Pfeifenreiniger und Karotten	55

3. Kapitel

Fanclub »Wenckes Freunde« und Gaza	59
Die erste Begegnung mit Torben	61
Als ein Händedruck als Abmachung galt	65

4. Kapitel

Povel Ramel	69
Pferde und Flugzeuge	72
Zirkusleben	76
Heirat und Hochzeitsreise	80
»Nehmt ihr nicht das Auto weg!«	83

5. Kapitel

Abschied nehmen	89
Kinder am laufenden Band	91
Pfeffer und Salz	95
Spielkameraden	98

6. Kapitel

Vier Länder, mehrere Leben	101
Entertainerin!	107
EXIT!	108
Nesøya	111
Karriere und Ehe	114

7. Kapitel

Michel	117
Durch das Eis	124
Paris	126
Paparazzi	128
Erneuter Umzug	133
Hochzeit in Las Vegas	134

8. Kapitel

Anklagen	137
Produktionen	138
»Wir leben«	142
Himmlischer Beistand	144

9. Kapitel

Die »rote Ecke«	149
Die Zukunft hat Geburtstag	152
Eurovision Song Contest	156
Die Brüder in Basel	157

10. Kapitel

»Sweet Charity«	161
Mama	164
Das Ende	167
Die Beerdigung	170
Schwere Zeit	172

11. Kapitel

Hund und Katze	175
Klassisches Heulen	178
Mit Tieren im Studio	180
Training	184

12. Kapitel

Traum und Wirklichkeit	187
Von Rotlack zu Amarone	189
Ein Dankeschön an meine Fans	191

13. Kapitel

Arthur	195
Sea Cloud	198
Hochzeit auf dem Hafjell	202
Immer in Bewegung	203

14. Kapitel

Ein Augenblick	207
Bäume	208
Anders	211
Ein fröhlicher alter Mann	214
Hildegard	216

15. Kapitel

»GWS«	219
Hei Fruuuua!	225
Grenzenlos	229
Gaza 2011	230

16. Kapitel

Ausverkauft!	235
Wieder auf Tournee	239
Eins nach dem anderen	243
Danke	246
Biografie	252

Mein lieber, guter Reidar, ich bin so froh und dankbar, dass gerade *du* mein Bruder bist. Du bist ein großer Teil meines Lebens und du bist derjenige, der weiß, dass ich kein Interesse daran gehabt habe, ein Buch über mich zu schreiben. Ich fühle mich noch immer mitten im Leben.

Dann merke ich, dass die Kinder erwachsen geworden sind und ihre Leben leben. Jetzt denke ich, dass es vielleicht wichtig ist, ihnen etwas über *mein* Leben zu erzählen. Das tue ich also für euch, meine geliebten Kinder – Kim, Dan, Fam und Michael. Hier ist Mamas Geschichte.

Wencke Myhre



»Pause, Myhre!« Der Oberarzt schaut mich mit einem ernsteren Blick an, als er es sonst zu tun pflegt. Doktor Gudbrand Skjønsberg ist ein Mann mit viel Humor, aber er lächelt selten. Jetzt sitzt er auf der Bettkante, sieht mich an und sagt: »Volles Programm. Chemotherapie und Strahlentherapie. Jetzt ist Pause.«

Ich war zur Teilnahme an einem Beobachtungsprojekt eingeladen worden, nachdem Mama an den Spätfolgen der Krebsbehandlung gestorben war, und war die letzten 20 Jahre zu routinemäßigen Kontrollen ins Radiumhospital, ein Krebszentrum an der Universitätsklinik Oslo, gegangen. Dieses Mal hatten sie zusätzlich einige Aufnahmen und Ultraschall gemacht sowie mehr Proben als gewöhnlich genommen. Und dann: »Hier ist etwas, das uns nicht richtig gefällt.«

Es ist der Sommer 2010 und ich bin bei Freunden in Trondheim, als das Handy klingelt. Ich stehe am Fenster mit Aussicht über das Meer. Die Stimme sagt: »Hier ist das Radiumhospital«, und in derselben Sekunde *weiß* ich, jetzt kommt es. »Das sieht nicht gut aus. Wir müssen das rausholen«, sagt die Stimme. Mein Körper fühlt sich seltsam an. Vor mir liegt das Meer in einem 180-Grad-Panorama, die Sonne lässt das Wasser glitzern und ich kann weit hinaus bis zum Horizont schauen. Diesen Anblick werde ich nie vergessen.

Von dem Augenblick an, als ich ins Radiumhospital komme, geht es Schlag auf Schlag.

Sie operieren, entfernen drei Lymphknoten – sie nennen sie »Wachposten« – und der eine ist nicht in Ordnung. Nach der Operation, während ich mich mental auf die Strahlenbehandlung

vorbereite, kommt der Oberarzt mit seinem: »Pause, Myhre. Chemotherapie.«

Sie wollen mich über Nacht dabehalten, aber es ist unmöglich zu schlafen. Ich bitte die Nachtschwester um etwas zu schreiben und Papier, und als es Morgen wird, habe ich nicht eine Sekunde geschlafen, aber die Seiten sind voll. Ich habe all das Positive aufgeschrieben, das mir eingefallen ist, alles, was mir genau in diesem Moment in den Sinn gekommen ist. Ich werde nirgendwohin reisen, keine Koffer packen. Ich werde in meinem eigenen Bett schlafen, mit der Familie zusammen sein, mit den Enkelkindern spielen – zu diesem Zeitpunkt habe ich neun, ein zehntes ist unterwegs –, und das führt zu vielen positiven Gedanken.

Das Urteil ist gefällt und ich werde äußerst pragmatisch. Auf der Liste stehen: Rentenversicherung prüfen, finanzielle Situation klären, Regale aufräumen. Nicht in trübe Gedanken und destruktives Grübeln verfallen, positive Einstellung behalten. Dinge angehen, wenn sie anstehen, planen, was möglich ist. Mach dich hübsch, schminke dich, mach es dir gemütlich.

Ich schreibe und schreibe über all das Gute, das vor mir liegt. Ich brauche jetzt eine Pause und bin gezwungen, das Leben vom Nullpunkt aus zu betrachten. Zum Schluss: »Warum das Negative aufschreiben? Das muss ich angehen, wenn es kommt.«

Im Krankenhaus setzt man mir einen Port ein, einen direkten Zugang zu den Blutadern beim Schlüsselbein. Am merkwürdigsten ist der Moment, als ich sie mit der roten Tüte kommen sehe, die Tüte mit dem Gift, das in mich hinein soll, durch die Nadel, intravenös. Mein ältester Sohn Kim und mein lieber Anders sitzen bei mir. Dann liege ich da und sehe, wie das rote Gift von mir Besitz ergreift. *Wummm*. Dann ist die Tüte leer. Jetzt gibt es keinen Weg zurück. Jetzt geht es los.



Die Erkrankung ist früh entdeckt worden und ich habe das Glück, dass bei mir eine brusterhaltende Operation möglich ist.

Sie hinterlässt fast keine Narben. Aber mein Nervensystem bekommt ein paar Narben und während der Chemotherapie werde ich enorm unruhig.

Diese Rastlosigkeit, die intravenös in mich hineingepumpt wird, zusammen mit der Energie, die ich sowieso in mir habe, ist keine gute Kombination. Ich laufe auf und ab, hin und her, ohne überhaupt irgendetwas zustande zu bringen. Um einen Anfang zu machen, gehe ich spazieren, wenn es mir einigermaßen gut geht, aber nach und nach wird es weniger. Es ist gerade so, als würde der Körper mit jeder Behandlung in den Keller hinuntergezogen.

Deutlich merke ich es jedes Mal, wenn ich all die Treppen im Radiumhospital nach oben laufe. Ich gehe immer zur Hintertür hinein, vorbei an all den Giftcontainern, denn da unten ist niemand, der mich sehen könnte. »Der Maulwurf kommt!«, gebe ich via Handy durch und dann kommt eine Krankenschwester nach unten und holt mich ab. Das Personal ist ganz fantastisch. Sie erlauben mir, etwas andere Wege zu gehen, und wir laufen die Treppe zusammen, den ganzen Weg nach oben. Das wird jedes Mal schwerer. Bei der letzten Chemotherapie muss ich einen Stopp einlegen und mich am Geländer festhalten, etwas ausruhen, aber ich will es schaffen.

In den ersten Nächten habe ich heftige Albträume. In einem davon befinden wir uns auf dem Holmenkollen, auf einer schmalen und hohen Wendeltreppe innen im oberen Teil der Sprungschanze, und sie ist proppenvoll mit Leuten. Alle wollen ganz nach oben. Es ist eng dort und ich habe einen PC unter dem Arm – ich, die, was Computer angeht, so hoffnungslos verloren ist. Auf dem Bildschirm leuchtet ein Bild von mir in einer Weihnachtsdekoration, ein Bühnenbild, das plötzlich heraus- und mir in Millionen klitzekleinen Stückchen in den Schoß fällt – Kulissen, Weihnachtsartikel, Menschen, Hunde, Bäume. Verzweifelt versuche ich, alle diese Splitter wieder im Bildschirm des Rechners zusammenzusetzen, aber sie fallen ebenso schnell wieder heraus, wie ich sie einsetze.

Weiter unten auf der Treppe kommt Frank Zappa auf einem Schlitten mit der dänischen Künstlerin Gitte Hænning auf dem Schoß, sie hat eine vollkommen langweilige Frisur, denke ich – ihre tollen, wie Stachel abstehenden Haare sind in sich zusammengefallen. Sie lacht sich kaputt, sitzt aber auf dem Schoß von Frank Zappa, der schreit: »Please, Mrs. Mayre! Please move on!«

Ich träume, dass das Meer zu Hause so hoch an der Hauswand emporsteigt, dass ich von der Küche aus direkt hineinschauen kann, und darin schwimmen Menschen, direkt bis an die Fensterbank heran. In einem anderen Traum bin ich das linke Außenrad eines Jumbojets, der auf dem alten Flughafen in Oslo-Fornebu landen soll. Entlang der Rollbahn verläuft eine Holzbrücke über einen Bach, die Brücke ist exakt so breit, dass das Rad des Jumbojets darauf Platz hat. In schwarzem Minirock, schwarzen Strümpfen und hochhackigen Schuhen laufe ich wie eine Verrückte, um das linke Rad und mich selbst auf der Holzbrücke zu halten. Der Kapitän landet an der Seite und ich schreie ihn an: »Du hättest doch auf der *Rollbahn* landen können, du Idiot, kannst du versuchen, auf die Bahn zu kommen, einfach drehen!« Das tut er, aber ich bin vom Laufen in den hohen Absätzen vollkommen fertig.

Nach und nach spüre ich, dass die Behandlung an mir zehrt. Jede Woche ist ein bisschen schwerer. In den Nächten träume ich. Die Traumphasen sind ziemlich anstrengend. Wenn ich mich unwohl fühle, kocht meine Schwiegertochter das Essen. Ich möchte gern essen, aber ich bringe nicht die Kraft auf, das Abendessen zu planen, mir ist nicht schlecht, aber ich bin nicht imstande, einkaufen zu gehen. Während jedes Therapie-Zyklus ist die Immunabwehr eine Woche lang am Boden und da tut es weh, die Enkelkinder nicht in der gleichen Art und Weise festhalten und umarmen zu können, wie ich es sonst zu tun pflege. Sie sind klein und verstehen nicht, warum sie nicht zu mir hereinkommen können, wenn sie ein bisschen verschnupft sind, sie schauen mich nur ein wenig verwundert an. Eine der jüngsten, Filippa, sitzt gern mit mir zusammen in dem kleinen Bürobau, sie malt und ich mache meine

Sachen. Dieses Mal ist sie ein bisschen erkältet und ich muss Nein sagen – ein furchtbares Gefühl.

Ich mache etwas Neues: Verlege einige Treffen im Herbst nach draußen, mit allen Kindern, wir machen Lagerfeuer, braten Würstchen, hängen Laternen auf und wir spielen. Dort kann ich sitzen und es genießen, ihnen zuzuschauen.

Dann träume ich, dass jemand das ganze Grundstück vor dem Haus aufgegraben hat, dort, wo sich ein Swimmingpool befindet, und jemand hat einen gelben Ferrari unten im Becken geparkt und den Rest mit Erde aufgefüllt. Hier finden riesige Partys statt, eine Menge merkwürdiger Personen läuft herum, die Sicherheitsleute stehen unter Drogen. Ich kenne keinen von ihnen und als ich nach Hause komme und frage, was sie hier machen, hat es den Anschein, als wüssten sie nicht, dass dies mein Zuhause ist. In dem Albtraum werde ich von meinem Freund Remo Caprino gerettet – er schneit herein und fragt, ob ich mit zu einem Bootsausflug kommen will!



Denke ich im Nachhinein an dieses »Pause!« von dem ersten Oberarzt, denke ich, dass es für alle, die davon betroffen sind, so sein muss. Große Veränderungen stehen an. In einem Leben wie dem meinen werden es auch *viele* Veränderungen, und das auf mehreren Ebenen.

Den letzten Auftritt, bevor die Behandlungen beginnen, habe ich am 7. August 2010 auf dem Marktplatz in Svelvik. Danach muss ich bekanntgeben, dass es in diesem Herbst keine weiteren Auftritte geben wird. Vor Svelvik will ich keine Pressemitteilung versenden, dem Publikum soll es erspart bleiben zu denken: »Die Arme.« Keiner versteht, warum ich im Anschluss niemanden sehen möchte, sondern einfach nur in ein Auto verschwinde, sobald die Vorstellung beendet ist.

Das Finale mit dem Svelvik Musikkorps ist *Vi lever* (Wir leben), der Marktplatz und die Treppe zur Kirche sind brechend voll mit

Menschen und alle singen mit, und exakt in dem Moment, als der letzte Akkord ausklingt, beginnen die Kirchenglocken zu läuten. Ich weiß noch nicht, dass wir zu spät dran sind und die Glocken wegen eines anstehenden Kirchenkonzertes läuten. Ich bekomme Gänsehaut – Herrgott, läuten die Glocken für mich? Die Presse ist hinter mir her und als ich ins Auto steige, höre ich einen Journalisten fragen: »Wencke, stimmt es, dass du Krebs hast?«

In dieser Nacht versende ich eine Pressemitteilung über meinen Zustand.

Da ich meine eigene Managerin bin, entscheide ich mich dafür, es Freunden und Geschäftspartnern persönlich mitzuteilen. Damit anzufangen bedeutet enorm viel Stress. Absagen, Erklärungen, Verschiebungen, Abbestellungen. Agenten, Musiker, Kostümdesigner, Reisebüros, Tourneeveranstalter. Die Erklärung vor der Norwegischen Arbeits- und Sozialverwaltung NAV, die meine Situation zum Glück verstehen. Wenn ich nicht arbeite, kommt absolut kein Geld herein. Rechnungen hingegen schon. Ich bekomme ein bisschen »das Zittern«.



Kim und Anders begleiten mich zur ersten Chemotherapie; Kim nimmt sich von der Arbeit frei und fährt mich zum Radiumhospital und wieder nach Hause, Anders holt und bringt, was ich brauche. Ich versuche, so normal wie möglich zu leben, gehe mit den Enkelkindern einkaufen, koche Essen. Alle der Reihe nach sind sie zu hundert Prozent für mich da, aber nach dem ersten Zyklus der Therapie bekomme ich eine Infektion mit Fieber und das bringt mir wieder einen Tag im Krankenhaus ein.

Von den Einstichen tun meine Adern weh. Der Port ist während der gesamten Therapie da, die Beutel werden direkt an diese eingesetzte Kanüle angeschlossen, sodass die Ärzte nicht immer wieder in mich hineinstecken müssen.

Diese roten Beutel haben andere Konsequenzen. Am Ende der ersten Chemotherapie verliert man die Haare. Nach drei Wochen

merke ich es. Manche Menschen halten ein bisschen länger durch, aber als ich merke, dass sie beginnen auszufallen, fasse ich den Entschluss, dass ich das nicht miterleben will. In einer schlaflosen Nacht stehe ich auf, betrachte mich im Spiegel und greife mir in die Haare. Von der Kopfhaut löst sich ein großes Büschel. Mit meinem Hund Oscar als stummem Zuschauer ziehe ich all das Lose heraus und nehme für den Rest die Nagelschere. Setze ein Kopftuch auf und hoffe, dass mein Lebensgefährte nicht aufwacht. Am nächsten Morgen fahre ich zu Perückenmacher Thomas Høyer und bekomme die Perücke angepasst, die ich bestellt habe.

Gut vorbereitet bin ich, kann aber nicht so tun, als wäre es nicht entsetzlich. Nina Bull – Friseurin, Make-up Artist und gute Freundin, die mich normalerweise für Fotoshootings und Fernsehsendungen stylt – ist dabei und hält mir die Hand. Sie, die mir den Kopf rasieren soll, fragt, ob der Spiegel entfernt werden soll. Ich sage Ja und er wird auf den Boden gestellt, in einem Winkel, der es mir unmöglich macht, mich selbst zu sehen. Ich bin vollkommen aufgewühlt, als die Friseurin den Raum für einen Moment lang verlässt.

»Ich *muss* es sehen!« Der Drang in Richtung Spiegel ist unwiderstehlich und ich bin zu neugierig, um es sein zu lassen, beuge mich darüber und betrachte mich selbst von oben bis unten. Da kommen die Tränen. Mit blankem Schädel und rot geweinten Augen sehe ich aus wie ein Gemälde des norwegischen Malers Odd Nerdrum. Entlang der Wände befinden sich glänzende Schranktüren und ich sehe mich selbst in vollem Stereo und 3-D und plötzlich ist der norwegische Troll überall! Wir fangen an zu lachen und Nina macht ein Foto. Diesen merkwürdigen, Grenzen sprengenden Augenblick in meinem Leben muss ich einfach festhalten.

Als die Perücke richtig sitzt, habe ich meterlanges Haar bekommen und sehe aus wie *Der Schrei* von Edvard Munch. Das Haar wird geschnitten und dann fühlt es sich sehr gut an. Jetzt weiß ich auch, dass es tolle Perücken gibt, die einen Monat lang

vollkommen fest sitzen können. Man schläft mit ihnen, man duscht mit ihnen – wie mit den eigenen Haaren. Das ist zeitraubend, aber ich fühle mich weniger unwohl. Die Haare sind sekundär, primär ist die Existenz. Aber mit Perücke fühle ich mich dennoch sicherer, nicht so verwundbar. Eitel sind wir alle.

Ich denke, jetzt wird es sicher ein Kurzhaarschnitt oder etwas anderes in der Richtung, ich werde es nehmen, wie es kommt. »Myhre«, sage ich im Auto zu mir selbst, »jetzt bist du 50 Jahre mit derselben Frisur herumgelaufen. Vielleicht hat das Publikum eine Veränderung verdient.« Ich werde wohl wie ein Dachs aussehen, denke ich, mit einem weißen Streifen auf dem Scheitel und zwei schwarzen an der Seite, der Möglichkeiten gibt es viele. Ich muss auf jeden Fall das Beste daraus machen.

Einen Vorteil, den ich im Gegensatz zu den meisten anderen habe, ist, dass ich mich in meinem Beruf so viele Male zuvor in derartigen Situationen gesehen habe. Der Schock ist für mich trotz allem wohl geringer. Auf der Bühne bin ich Povel Ramel gewesen, stand da mit Povels auseinanderstehenden Zähnen und komplett kahlem Kopf. In *Sweet Charity* habe ich mich jeden Abend selbst so gesehen: Wir ziehen Strümpfe über den Kopf, bevor wir Perücken aufsetzen. Ich habe doch dagestanden mit Bärten und Männerhaaren, als Kahlköpfige und Troll, als was weiß ich nicht und bin solche extremen Situationen gewohnt. Dennoch ist es seltsam, wenn ich keine Wahl habe. Die Grenzen, die ich im Leben erfahren habe, habe ich mir selbst ausgesucht, jedes Mal.



Ich traue mich nicht zu singen, im Moment traue ich mich nichts, denn allein der Gedanke an die Bühne entzündet ein Feuer in mir. Der Schalter muss vollkommen umgelegt werden. Ich wage es nicht einmal, Lieder zu hören. Höre ich etwas Gutes, bin ich sofort dabei, an Projekten zu arbeiten. Wenn Anders und ich unten im Musikraum sitzen und spielen und ich etwas Schönes höre,

dann höre und sehe ich auch Show. Das Gleiche passiert, wenn ich etwas Neues einübe; ich höre den Klang des ungeschriebenen Arrangements, ich vernehme den Geruch der Bühne, ich sehe die Ausrichtung der Scheinwerfer. Es sein zu lassen gehört für mich zum Schwersten.

Die Ski-WM im Februar ist ein Segen. *Vinter og sne* (Winter und Schnee), dem offiziellen WM-Song von 1966, wird bei der Eröffnungsshow auf dem Universitätsplatz in Oslo 2011 neues Leben eingehaucht und es wird via Fernsehen in die ganze ski-interessierte Welt übertragen. Sigurd Jansens Melodie zu Alfred Næss' Text hat mich die ganzen Jahre über begleitet, ich kann sie in- und auswendig, *ein Kinderspiel*, und jetzt freue ich mich einfach nur. Anders nimmt einige kleine Veränderungen vor, Sigurd ist zufrieden. »Vinter og sne, en skiløper farer av sted ...« (Winter und Schnee, ein Skifahrer läuft los ...) – das Singen nimmt mich so gefangen, es ist wie Medizin.

Ein Song ist okay. Ich spreche mit dem Arzt und ich spreche mit der Arbeits- und Sozialverwaltung, alle sagen, das ist in Ordnung. Mit dem Rundfunkorchester, KORK, habe ich viele Jahre lang zusammengearbeitet, wir kennen einander und es ist unbeschreiblich schön, die Musiker bei den Proben und Aufnahmen im Store Studio wiederzusehen.

Zwei Tage zuvor habe ich meinen Hund verloren, Oscar. Er war eine Zeit lang krank gewesen und ist zu Hause in unseren Armen eingeschlafen. Ich fühle eine große Traurigkeit. Sitze oben im Technikraum des Store Studio, es ist ganz still. Alle Musiker haben das Studio verlassen, alle Stühle sind leer. Meine Stimme soll über die Musik gelegt werden. Ich rufe meinen Sohn Michael an und erzähle ihm, dass ich *Vinter og sne* einsingen soll, aber an Oscar denke und traurig bin. »Denk an den kleinen Adrian, der unterwegs ist!«, sagt Michael und damit bin ich wieder voll da und das Ganze mündet in eine Aufnahme.

Während der Sendung muss man mich beinahe zurückhalten, so viel Spaß macht es. Ich komme direkt von der Strahlenbehandlung und der Jubel, der mir beim Betreten der Bühne im

bonbonrosa Kostüm von Moods of Norway entgegenströmt, ist grenzenlos herzerwärmend. Die Tränenkanäle schalten für einen Augenblick auf *overdrive*. Alle wissen, dass ich krank bin, und ich habe das Gefühl, dass sie mich an diesem Abend ein bisschen extra anfeuern. Ich kann eine Weile durchhalten, fühle keinen Schmerz und bekomme exakt den Kick, den Hauch Bühnenluft, der die große Gefahr darstellt. Die drei Minuten auf dem Universitätsplatz, vor einem Publikum von über 50.000 jubelnden Menschen, sind wie Vitamine für mich, aber auch eine Erinnerung daran, dass es ein großer Unterschied ist, ob man einen Titel präsentiert oder eine ganze Vorstellung.

Die Strahlenbehandlung und 27 Grad minus an diesem Abend machen mich für ein paar Tage ganz wirr. Ich verstehe, dass vor mir ein langsames Aufbautraining liegt – physisch und psychisch. Ich glaube, ich bin in Form, schaffe es aber nicht, mit dem Training zu beginnen. Ich warte auf den Frühling; wenn er kommt, habe ich das Schlimmste überstanden, bin sowohl mit der Chemotherapie als auch mit der Bestrahlung fertig. Bald bin ich *fit for fight*, glaube ich. In meinem Kalender habe ich etwas notiert, das die Lyrikerin Åse-Marie Nesse über diesen Zustand geschrieben hat:

*»Wir Überlebenden
wir haben die Langzeitvorhersage im Blut
den Ewigkeitskalender an der Wand
wir haben vor, noch eine Weile hierzubleiben.«*



Wenn ich Wörter wie »gesundgeschrieben« in der Zeitung lese, bekomme ich Angst. Ich habe das Gefühl, das Einzige, von dem man gesundgeschrieben werden kann, ist die Grippe. Fünf Wochen Bestrahlung rund um Neujahr 2011 hinterlassen im wahrsten Sinne des Wortes auch bei mir ihre Spuren, mit rotem Textmarker, auf Brust und Rücken. Ein Bereich dort ist vollkommen

verbrannt, aber die roten Markierungen nach der Behandlung befinden sich in beruhigendem Abstand von den Stimmbändern. Die Ärzte haben versprochen, diese zu verschonen.

Die Prognosen sind gut, aber ich muss damit leben, kann diese Unruhe niemals ablegen. Sie wird das ganze Leben über bleiben.